

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1923

4.3.1923 (No. 9)

Die Pyramide Wochehschrift zum Karlsruher Tagblatt

12. Jahrg. No 9



4. März 1923

M. v. Laue / Die Relativitätstheorie in der Physik.

II.

Wir haben die Frage erörtert, aus welcher die beschränkte Relativitätstheorie hervorgegangen ist, und wollen zunächst einige ihrer physikalischen Folgerungen anführen.

Zunächst paßt, wie erwähnt, ein körperhafter Äther nicht in diese Theorie. Damit entwindet die Möglichkeit, die elektrischen Felder im leeren Raum als Zustandsänderungen eines Körpers aufzufassen. Sie müssen ein von allen Körpern unabhängiges Dasein haben, nicht mehr Eigenschaften einer Substanz, sondern selbst Substanz sein und damit den Körpern gleichwertig an die Seite zu treten. Im Zusammenhang damit erhält das elektromagnetische Feld jetzt auch Trägheitseigenschaften, ähnlich denen, welche sich bei den Körpern in der trägen Masse äußern. Gewiß liegt auch hierin eine tiefgehende Umwälzung der Vorstellungen. Vielleicht wird sie durch die Bemerkung erleichtert, daß diese neue Substanz dem Physiker nichts Geheimnisvolles, sondern vermöge der Maxwell'schen Gleichungen weit besser und genauer bekannt ist, als irgendein chemisches Element oder eine Verbindung aus solchen. Keinen der gewöhnlichen Körper durchschauen und beherrschen wir so, wie diese Substanz, und wenn man das bezweifeln sollte, so verweisen wir einfach auf die schnellen Fortschritte, welche gerade die Elektrotechnik in unseren Zeiten macht.

Das neue Relativitätsprinzip gilt aber nicht für die Elektrodynamik. Es ist ein allgemeines Naturgesetz und beherrscht auch die Bewegungsvorgänge. Die Newton'sche Mechanik aber paßt nicht zu ihm. Schon die Verkürzung bewegter Körper widerspricht der Idee des starren Körpers, den die ältere Theorie für möglich erklärt. Sie muß also durch eine neue Mechanik ersetzt werden.

Das kann natürlich nicht bedeuten, daß man die alte, durch die Erfahrung von Jahrhunderten bewährte Mechanik einfach außer Kurs setzt. Die hat ihren Wert noch heute und wird ihn voraussichtlich immer behalten. Aber sie kann nur noch als Näherung aufgefaßt werden; die Grenzen ihrer Gültigkeit müssen sich eben aus dem Relativitätsprinzip ableiten lassen.

Dabei findet man nun, daß sich Abweichungen von der Newton'schen Dynamik dann und nur dann bemerkbar machen, wenn die Geschwindigkeit eines Körpers gegen die Umgebung mit der Lichtgeschwindigkeit einigermaßen vergleichbar ist. Da diese 300 000 km in der Sekunde beträgt, ist diese Bedingung bei allen Apparaten und Maschinen, mit denen wir zu tun haben, niemals erfüllt, selbst die so viel größeren Geschwindigkeiten der Planeten im Sonnensystem zählen höchstens nach wenigen Zehntausendsteln der Lichtgeschwindigkeit. So erklärt es sich, daß diese Abweichungen nicht längst bekannt sind. Nur das Elektron, das Atom der negativen Elektrizität, können wir bei Geschwindigkeiten beobachten, welche von einigen Tausendsteln der Lichtgeschwindigkeit bis fast an diese heranreichen. Bei diesem muß man also eine neue, durch das Relativitätsprinzip

eindeutig vorherbestimmte Mechanik erwarten. Und zwar muß dessen Trägheit mit wachsender Geschwindigkeit so zunehmen, daß sich die Lichtgeschwindigkeit selbst zwar beliebig annähern, aber nicht erreichen läßt. Man drückt das im allgemeinen dahin aus, daß seine Masse mit der Geschwindigkeit wächst, und die Theorie liefert eine bestimmte Formel dafür. Die experimentelle Prüfung dieser Formel war in den beiden letzten Jahrzehnten Gegenstand vieler Untersuchungen. Die Schwierigkeit lag weniger darin, die Zunahme der Masse selbst festzustellen, als die relativistische Formel mit anderen, konkurrierenden, zu vergleichen. Heute können wir sagen, ist dies Ziel durch eine Reihe schöner Versuche erreicht. Die relativistische Dynamik des Elektrons hat sich glänzend bewährt. Dies ist das experimentell greifbare Ergebnis.

Ihm steht sich als nicht minder wichtig an die Seite eine zuerst von Einstein gefundene, dann von Planck auf dem 83. Naturforschertage 1908 endgültig formulierte Verknüpfung von Trägheit und Energie der Körper. Nach der alten Auffassung standen diese unabhängig nebeneinander, nur der Teil der Energie, den man die kinetische nennt, war Folge der Trägheit eines bewegten Körpers. Nach der Relativitätstheorie hingegen ist die Trägheit nur eine Auswirkung der Energie; die träge Masse eines ruhenden Körpers ergibt sich als dessen Energie, dividiert durch das Quadrat der Lichtgeschwindigkeit. Dabei verliert dann freilich die kinetische Energie ihre Selbstständigkeit neben den anderen Energiearten; führt man die gesamte Trägheit auf Energie zurück, so darf man nicht umgekehrt die Energie zum Teil auf Trägheit begründen. Dafür werden aber alle Energiearten abhängig von der Geschwindigkeit, und der Energieüberschuß, der sich dadurch für den bewegten Körper dem ruhenden gegenüber ergibt, ist ein Ersatz für die kinetische Energie. Die altbekannte Formel für diese kommt als Näherung heraus.

Wegen der Größe der Lichtgeschwindigkeit ist nach diesem Gesetz eine ungeheure Energie auch schon in einem Gramm Materie enthalten. Alle die Energieveränderungen, die wir durch Temperaturerhöhung, Aenderung des Aggregatzustandes und selbst durch chemische Umsetzungen vornehmen können, verschwinden vollständig gegen ihren uns vorläufig unantastbaren, offenbar in den Atomen selbst aufgespeicherten Vorrat. Deshalb ist auch die Masse der Körper bei diesen Vorgängen so wenig veränderlich, daß man von der Aenderung experimentell nichts merkt. Nur in der mächtigen Energieentwicklung beim radioaktiven Zerfall kommt ein etwas beträchtlicherer Teil davon zutage.

III.

Kaum jünger als die Frage nach der absoluten Geschwindigkeit ist die nach dem Wesen der Schwerkraft. Seit Newton spielt die Masse eine doppelte Rolle in der Physik. Einmal ist sie das Maß für die Trägheit des Körpers, sodann tritt sie im Newton'schen Anziehungsgesetz auf als die einzige den Körper

kennzeichnende Größe, aus der sich die Anziehung berechnet, welche er auf andere Körper ausübt und von ihnen erfährt. Man unterscheidet diese beiden Seiten an ihr, indem man von der trägen und der schweren Masse spricht. Die Gleichheit dieser beiden ist ein längst anerkanntes, immer wieder und noch längst mit größter Schärfe bestätigtes Gesetz. Daß alle Körper, sofern sie frei und ungehemmt sind, gleich rasch fallen, folgt aus ihm. Es spielt von jeher eine große Rolle in der Physik. Aber irgendeine Deutung dafür hatte man nicht; man nahm es als Tatsache hin, ohne sich etwas dabei denken zu können. Das war einer der Gründe, aus denen man gelegentlich vom Rätsel der Schwerkraft sprach.

Freilich gab es noch andere Gründe dafür. Newtons Theorie, die dem menschlichen Geist zu einem seiner schönsten Erfolge, der Erklärung der Planetenbewegung, verholfen hatte, litt trotzdem an einem schon von ihrem Urheber lebhaft empfundenen Mangel. Sie behandelt die Schwere als eine unvermittelte Fernwirkung von Körper zu Körper. An die Möglichkeit einer solchen aber hat wohl niemals ein tiefer Denker geglaubt; und besonders, als Faraday, Maxwell und Herz dem Nahwirkungsdenken in der Elektrizitätslehre zum Siege verholfen hatten, kam dieser Mangel den Physikern neu zum Bewußtsein. Mehr als ein bedeutender Mann hat sich den Kopf zerbrochen, wie ihm abzuhelfen. Insbesondere hat die beschränkte Relativitätstheorie, in die das Newtonsche Anziehungsgesetz nicht hineinpaßt, zu vielen Abänderungsversuchen geführt. Keine dieser Theorien, so geist-

reich sie manchmal waren, packte das Problem so an der Wurzel wie Einsteins allgemeine Relativitätstheorie.

Die beschränkte Relativitätstheorie leugnet die absolute Geschwindigkeit. Die Beschleunigung aber hat in ihr ihre absolute, vom Koordinatensystem unabhängige Bedeutung, weil eben alle ihre berechtigten Systeme sich ohne Beschleunigung gegeneinander bewegen. Darin stimmt sie mit der alten Newtonschen Mechanik überein. Altbekannte Tatsachen, auf die schon Newton hingewiesen hatte, schienen ein Relativitätsprinzip auch für die Beschleunigungen unmöglich zu machen. Wie erwähnt, läßt sich in dem den Fluß geradlinig und gleichförmig hinabgleitenden Schiff dessen Bewegung nicht nachweisen; man spürt es aber recht deutlich in ihm, gerät es in einen Strudel, der es herumwirbelt, oder fährt es unjauchend auf eine Sandbank auf. Und trotz dieser Tatsachen und obwohl der Standpunkt der beschränkten Relativitätstheorie zu keinen logischen Schwierigkeiten führt, kam der Drang, jede Art der Bewegung zu relativieren, immer wieder zum Ausdruck, besonders eindringlich bei Mach.

Erit Einstein aber fand die Möglichkeit, über die Schwierigkeiten hinwegzukommen, welche in den scheinbar entgegengesetzten Tatsachen liegen. Gerade das Rätsel der Gleichheit der trägen und der schweren Masse gab ihm den entscheidenden Hinweis. Wir setzen seinen Gedanken in der von ihm selbst geprägten Form auseinander, so oft dieser auch in den letzten Jahren wiederholt worden ist; denn es läßt sich kaum eine bessere Form dafür ersinnen. (Schluß folgt.)

M. E. Desterling / Josef Victor Widmann.

Bis vor etwa einem Duzend Jahren war der Name J. V. Widmanns eng mit der Berner Zeitung „Der Bund“ verknüpft (so wie nachmals der Siegemanns); denn über ein Menschenalter hatte er dort als das „literarische Gewissen der Schweiz“ gewirkt, hatte Bücher besprochen, Plaudereien geschrieben, Reiseblätter veröffentlicht, allerlei Fragen behandelt, immer anregend, fördernd und tapfer gewirkt. Man las den „Bund“ wegen der J. V. W.-Artikel und war nie enttäuscht. Daneben aber war Widmann, trotz der starken Inanspruchnahme als Kritiker und Feuilletonist, noch eifrig und mit schönem Erfolg als Dichter tätig. Sein heiter-graziöses Lustspielchen „Zwanzers Mädchen“ ist feinerzeit über viele Bühnen gegangen, der „greise Paris“ hat gar im Wiener Burgtheater seine Uraufführung erlebt, für Hermann Göb schrieb er den Text zu dessen Oper „Zähmung der Widerspenstigen“; in der Sonntagsbeilage der „Bund“ unterhielt manch feine und kluge Erzählung die Leser, wenn sie auch dann und wann mehr Plauderei als Novelle war; seine Reisen in die Alpen und nach Italien zeigten ihn als hellköpfigen und allseitig gebildeten Wanderer; seine Freundschaft mit Brahms gründete sich, vom Menschlichen abgesehen, auf die musikalische Begabung Widmanns. Den Vers handhabte er mit anmutiger Leichtigkeit; eine besondere Vorliebe hegte er für Ariosts Strophenform, die klangvolle Stanze, in der sich Gedanken wie Gefühle und Begebenheiten mit einer gewissen Klangfülle und geistigen Zuspitzung vortragen lassen. Seine wertvollsten Dichtungen schrieb Widmann, als er die Fünfzig schon überschritten hatte und es ihn drängte, die Erkenntnisse seines Lebens als Bekenntnis in poetischer Form niederzulegen.

Als Widmann Redakteur wurde, war er schon bald vierzig Jahre alt. Seinem Universitätsstudium nach war er Theologe; aber er hat nie ein Pfarramt ausgeübt. Denn in Heidelberg hatte er bei Ed. Zeller und in Jena bei Kuno Fischer außerdem Philosophie studiert und war dem orthodoxen Kirchenglauben entfremdet worden. Doch verdiente er sich eine zeitlang als Organist bei der evangelischen und bei der katholischen Gemeinde in Viestal seinen Unterhalt.

Viestal, das war seine eigentliche Heimat. Hier lebten seine Eltern, aber nicht als gebürtige Schweizer, sondern als eingewanderte Desterreicher. Die Großeltern Widmanns waren echte Wiener. Schubert, Beethoven, Mozart waren die Genien des Widmannschen Elternhauses, und solchergestalt wird die Anmut und beschwingte Heiterkeit seines Verses als Ausfluß eines österrösch-liebend-würdigen Naturells landsmannschaftlich begreiflich. Widmann ist ein Einprengsel in der schweizer Literatur.

Der Vater war ehemals Pfarrer in einem österröschlichen Kloster gewesen, aber infolge von Gewissenszweifeln, aufgestört durch D. Fr. Strauß' „Der alte und der neue Glaube“, und aus Liebe zu Josef Victor's nachmaliger Mutter geflüchtet und hatte sich erst als Lehrer und nachmals als evangelischer Pfarrer in Viestal Haus und Heimat erworben. Daß der Sohn von seiner Theologie keinen Gebrauch machte, ward schon erwähnt. Dafür kam er mit 26 Jahren als begeisterter und begeistert verehrter Leiter der Höheren Mädchenschule nach Bern, bis ihn die Orthodoxen nach einem Dutzend Jahre aus dieser Stellung drängten. Hatte er schon vorher Musikberichte für den „Bund“ geschrieben, so wurde er

nun unumschränkter Leiter des Unterhaltungs- und Bildungsteiles dieser führenden Zeitung.

Theologische Elemente kehren immer wieder in seine dichterischen Schöpfungen ein. Ein liebenswürdiges Pfarrhaus-Idyll ist Ausgang zu dem Scharz-Epos „Bin der Schwärmer“* (Bin-Sabinus). Aber Weltanschauungsdichtungen voll tiefem Ernst sind die berühmt gewordene „Malkäfer-Komödie“ (1897) und noch mehr seine reifste Schöpfung „Der Heilige und die Tiere“ (1905), die er aus innerster Seele holte. Besinnlich, der er hier ist, verliert er sich nicht in blinden Klagen, sondern sucht den Schleier von der Gesellichkeit des ewigen Wartens zu lüften, um eben in dieser Gesellichkeit Trost zu finden. Auch hier verleugnet er seine eigentliche Veranlagung nicht: es ist der von Zweifeln und Grausamkeit ausgeschredete Idylliker, der sich in die Mittelstragödie rettet. — Die Malkäfer werden ihm zum Sinnbild des Lebenden, des Menschen. Kurze Zeit vergnügen sie sich im Licht des Tages, zu dem sie sich nach merkwürdiger Verwandlung aus den Schächten des Dunkels emporgerungen haben — um nach rasch verflungenem Lebensglück als ausgehöhlte Panzer in der schönen Welt zu liegen, „vom Herbstwind da und dort im Wald verstreut“. Daß Widmann die Malkäfer individualisiert, daß er sogar zeitgenössische Persönlichkeiten zum Modell nimmt (etwa den Sozialdemokraten, den Hosprediger oder den König, den er mit Zügen Wilhelms II. ausstattet), macht seine Gestaltung nur vielseitiger und anregender. Diese Malkäfer-Komödie, dramatisch gehalten mit eingelegten Erzählungsparaden, dürfte auf der Marionettenbühne gewiß eine ausgezeichnete Wirkung tun; mit Puppenfiguren lassen sich die braunen Gesellen prächtig charakterisieren, und das Ganze ist ein sehr sinnvolles, ernstheiteres Spiel. — Von gleicher Tierliebe getragen, aber ernster und gehaltvoller, tragischer in der Resonanz ist dann „Der Heilige und die Tiere“. Jesus sieht in der Wüste die Leiden, denen die arme Kreatur ausgeliefert ist, er hört ihre Klagen und Schreie. Satan sucht ihn beim Mitleid zu packen, um ihn vom eigentlichen Werk der Erlösung des Menschen zugunsten der Tierwelt abzu ziehen.

Der Menschen Volk laß für sie selber sorgen,
Dem hilft kein noch so heiliges Panier,
Dieselben sind sie gestern, heute, morgen!
Der Mensch ist bestenfalls das schlimmste Tier...
Wie anders diese willenlosen Scharen
Im Reich der Luft, des Wassers, im Gefild,
Die still und redlich ihre Strafe fahren,
Ein jedes treu dem eingebornen Bild...
Hier gilt es drum vom unverdienten Bösen,
Von eines grauenvollen Fluches Last
Die einzig wahrhaft Guten zu erlösen...

Der Heilige aber bezwingt den Versuchter, auch als er ihn reizen will, Steine in Brot zu verwandeln, bloß um seine Wunderkraft zu zeigen. Da gibt er ihm die herrliche Antwort:

* Widmanns Werke erschienen meist im Verlag Huber in Frauenfeld, z. T. von seinem Sohn Fritz Widmann, der 1890 in Karlsruhe studierte, mit entzückenden Zeichnungen geschmückt.

Brot ist ein langes, redliches Bemühen
Des Samenkorns, das in die Erde schlich,
Brot ist des Himmels Tau, der Sonne Glähen,
Ein stilles Keimen und ein göttlich Blühen
Ist Schweiß der Arbeit, die der Mensch vollbringt,
Und Lied der Lerche, die im Blauen singt,
Der Fluren Segen ist's, des Ackers Ehre,
Der Sinn des Kleinen, das zur Größe schwimmt,
Ist des lebendigen Werk der reinen Lehre,
Die Frucht unendlich trägt, geheimes Bild.

J. B. Widmann / Die Pistolenprobe.

Während meiner Heidelberger Studentzeit spazierte ich zuweilen an Sonntag Nachmittagen nach dem eine Stunde oberhalb im Neckartal gelegenen Dörfchen Ziegelhausen. Ein Engländer, Mr. Redden, mit dem ich damals Washington Irving las und der mir auch einige Anleitung im Florettfechten erteilte, war im Pfarrhause von Ziegelhausen ein gern gesehener Gast und hatte mich bei den Pfarrersleuten eingeführt. Kenner der Scheffelschen Gedichte wissen, daß der joviale Ziegelhausener Pfarrer S** das Urbild des trinkfesten, aber gänzlich apokryphen Pfarrers von Ahmannshausen ist; Ahmannshausen am Rhein, wo der berühmte feurige Rotwein wächst, nahm sich in den Trinkliedern des Scheffelschen Gaudeamusbüchleins wohl besser aus, als Ziegelhausen am Neckar. Aber in Wahrheit war es doch der Pastor loci von Ziegelhausen, der mit dem Dichter des „Trompeter“ jene bis lange nach Mitternacht sich hinziehenden Bacchanalien feierte, die regelmäßig an Samstag Abenden im „Holländischen Hof“ zu Heidelberg abgehalten wurden.

Nun ist ein Bechgelage am Samstag Abend für einen Pfarrer allerdings nicht die beste Vorbereitung auf die Sonntagspredigt. Der rüstige Badener Pfarrer jedoch hatte schon oft erprobt, daß die Gottesgabe des Weines sich bei ihm der Gabe des Wortes am andern Morgen keineswegs hinderlich erwies. Daher machte er sich über diese sonnabendlichen Libationen weiter keine schweren Gedanken. In den mit dem Dichter zugebrachten Stunden regierte ja auch nicht allein der Geist des Weines. Wie einst um den Becher Daffens schläng sich auch um die grünen Römer der beiden Freunde ein Kranz von Poesie und philosophischer Rede. Und wenn auch Kurfürst Karl Theodor auf der stolz geschwungenen Neckarbrücke, die vom „Holländischen Hof“ aufs rechte Ufer des Flusses hinüberführt, zweifellos fester auf seinem Postamente stand, als der in später Nachtstunde an ihm vorüberziehende Pfarrer, so verfloßen diesem die Nebelgeister des Weines doch bald auf der längern Wanderung in sein Pfarrdorf.

Seine Pfarrkinder, die Ziegelhausener Bauern, die selbst auch Rebberge besitzen und den Wein zu würdigen wissen, waren die nachsichtigsten Beurteiler, wenn ihnen je von den Bechgelagen im „Holländischen Hof“ etwas zu Ohren kam. Sie wünschten sich keinen bessern Hirten als ihren in seiner Amtsführung energischen, im Verkehr mit den Leuten stets lebenswürdig gelaunten Pfarrer S**. Andernfalls hätte sich ihnen allerdings eine gute Gelegenheit geboten, ihn durch Meldung eines höchst wunderlichen Vorfalles an das Konsistorium los zu werden. Aber niemand dachte daran. Und die betreffende Geschichte läßt sich recht eigentlich den Belastungsproben vergleichen, die man mit neuen Brücken anstellt, deren Dauer nach solcher Probe für immer gesichert erscheint.

Pfarrer S** selbst erzählte uns an einem Sonntag Nachmittag die merkwürdige Begebenheit. Wir saßen, wenn ich mich recht erinnere, in einem auf den Fluß hinausgehenden, rebenumrankten Gartenhäuschen, Mr. Redden und ich, ein irischer Doktor der Medizin mit seiner hübschen, jungen Gattin und eine Schwester des Malers Anselm Feuerbach. Es war schon spät im Oktober, aber noch warm wie im Hochsommer. Ein etwa dreizehnjähriger Knabe des Pfarrers trat herzu und fragte den Vater, ob er das „Puffertle“ haben dürfe; er wolle dromen am Wald mit andern Buben ein wenig schleßen. „Heute nicht, heut' ist Sonntag“, gab der Vater Bescheid. „Morgen, wenn ohnehin überall in den Weinbergen geknallt wird, da kannst du's haben, wie all die Jahre her.“ Der Junge zog ab mit etwas verdrießlichem Gesicht. Die Gattin des irischen Doktors, der deutschen Sprache nur unvollkommen mächtig, fragte, was ein „Puffertle“ sei.

„Eine kleine Pistole, gnädige Frau“, antwortete der Pfarrer.

„Puffertle klingt lustiger“, schaltete Emilie Feuerbach ein und setzte mit dem schalkhaften Lächeln einer Wissenden hinzu: „Besonders die ses Puffertle, das seinem Namen so alle Ehre gemacht hat, sollte nie anders genannt werden.“

„Sie kennen seine Geschichte?“ fragte der Pfarrer und wurde ein wenig rot.

So geht er schließlich seinen Erlösungsweg, nachdem er von der leidenden Kreatur das eine gelernt hat: „Sich selber trennen und unschuldig bluten“. In dieser reifen Dichtung birgt sich tiefer Ernst hinter heiterer Anmut, Schmerz gelegentlich hinter Spott, Klage in wohlklingendem Vers. Aber das alles täuscht nicht über den Nix hinweg, der durch die Welt geht und den Widmann so herb empfand als einer. — Von seiner Erzählungskunst geben wir heute eine Probe, die mit Rücksicht auf ihr Thema und ihren Schauplatz für die „Pyramide“ ausgewählt und von des Dichters Sohn zur Verfügung gestellt wurde, und zwar wegen der „unerhörlichen Valua“ honorarfrei. D. Schriftlgt.)

„Wie sollte ich nicht!“ gab das Fräulein zurück, „da doch Scheffel, wie Sie wissen, in unserm Hause verkehrt. Erst vor wenigen Tagen noch war er bei meiner Mama.“

„Und da hat er die alte Geschichte ausgeplaudert?“ sagte Pfarrer S**, nun aber schon mit dem Ausdruck behaglichen Erinnerns.

„Wir geben sie doch nicht weiter. Ich bin ja verschwiegen wie das Grab“, versetzte das Fräulein mit possierlichem Ernst.

„Ja, ich bemerke es“, lachte der Pfarrer. Und alle lachten mit. Daß wir im nächsten Augenblick unsere Bitten vereinigten, unser gültiger Wirt möchte uns die Geschichte des Puffertles nicht vorenthalten, versteht sich von selbst.

„Wenden Sie sich doch an Fräulein Emilie!“ wehrte der Pfarrer ab; „sie ist ja eine berühmte Märchenerzählerin.“

„Dann taugt die Geschichte am allerwenigsten in meinen Mund“, protestierte das Fräulein. „Denn daß sie ein Märchen sei, wird ihr Held am wenigsten behaupten wollen.“

„Held ist gut! Ein sehr leidender Held jedenfalls!“ sagte unser Wirt, indem er drollig aufseufzte und sich mit der Hand durch die an den Spitzen bereits ergrauten Kopfschneise fuhr. Darauf ließ er in einer ihm eigentümlichen, ein klein wenig schauspielerischen Weise die rollenden Augen von einem zum andern im Kreise gehen, warf den Kopf mit einem resoluten Nuck in den Nacken, eine Bewegung, die gut zu seinem sperberhaften Profil paßte und andeutete, daß er entschlossen war, mit der Geschichte herauszurücken.

„Ich sehe schon“, so begann er, „daß ich Ihnen den Willen tun muß, obgleich es eine eigentümliche Zumutung ist, daß gerade derjenige, der bei einem Abenteuer der Narr im Spiel war, es erzählen soll. Aber so gehen Ihnen wenigstens die psychologischen Momente der Geschichte nicht verloren, auf die ich besonders unsern jungen Freund aus der Schweiz aufmerksam mache, der ja dereinst auch die Kanzel besteigen soll und mir gerade so aussieht, als ob ihm dabei ebenfalls allerlei Menschliches passieren könnte.“

Ich quittierte die mich angehende Anspielung mit einer stummen Verbengung, und der Erzähler fuhr fort:

„Wie Ihnen vielleicht bekannt ist, habe ich seit Jahren die Ehre und das Vergnügen, wenn unser großer Dichter von Karlsruhe nach Heidelberg herüberkommt, mit ihm stille, intime Stunden zuzubringen, die ein unverständiger Pöbel als „Saufereien“ zu bezeichnen wagt. Solches Volk versteht sein Veltag nicht, welcher Offenbarung Licht ein weiser Zecher im Wein empfängt. Wie es in dem Daumerischen Spruche heißt:

Lieb' und Rauch ist ein Geheimnis,
Stille mit Erläuterungen!
Es der Menge klar zu machen
Nicht genügten Engelszungen.

So war ich denn vor einigen Jahren auch wieder an einem Sonnabend von dem Freund und Poeten zu solch trauischem Konvivialaufgeböten worden. Es war, wie eben jetzt, in der Weinlesezeit. Und da mein Junge, den Sie vorhin gesehen haben, mich seit Wochen schon gequält hatte, ihm doch aus Heidelberg eine kleine Pistole mitzubringen, damit er auch, wie andere Buben, mit dem Puffertle in den Rebbergen knallen könne, so hatte ich ihm, bevor ich mich in den „Holländischen Hof“ begab, in der Eisenhandlung beim „Nitter“, wo sie dergleichen feil haben, eine kleine Taschepistole gekauft, die ich mir vom Verkäufer auch gleich laden ließ, damit ich die dabei notwendigen Manipulationen meinem Bürschchen zu Hause dann ordentlich zeigen könne. Auch leitete mich dabei, vielleicht unbewußt, die Erwägung, daß es ganz angenehm sei, auf dem nächtlichen Heimwege einmal so ein geladenes Schleißchen bei sich zu haben, mit dem man, obgleich keine Kugel drin steckte, einem Strolch, der einem möglicherweise begegnete, Respekt einzujagen konnte. Stand doch gerade damals in den Zeitungen von einem entsprungenen Sträfling, der sich im Odenwald herumtrieb und noch nicht eingefangen war. Ich hatte also nichts dagegen, daß der Verkäufer auch die Zündkapsel auf das Piston des Puffertle setzte.

Doch daß mir dann, als ich im „Holländischen Hof“ mit dem Freunde zusammentraf, die Gedanken sowohl an den Landstreicher wie auch an das Puffertle völlig aus dem Sinn kamen und ich mich, nachdem wir mit einem guten Abendessen einen soliden Grund gelegt hatten, ganz den Freunden des Bechers und der Unterhaltung überließ, bedarf keiner Versicherung. Lächeln Sie nicht, Fräulein Emilie! Und Sie, junger Theologe aus der Schweiz, erinnern Sie sich der Verse des perflischen Dichters:

Nicht düstre, Theoproph, so tief,
Nicht blüde, Moralist, so schnell!
Wir möchten gerne selig sein,
Und dieses ist ja wohl kein Fehl!

Nicht Menschenblut vergießen wir
Auf wilden Hasses Blutbefehl,
Der Rebe Blut genießen wir,
Und dieses ist ja wohl kein Fehl!

Wie lebenswürdig Scheffel an jenem Abend sich zeigte, wie er, je tiefer in die Nacht unser Gelage sich fortsetzte, desto unerschöpflicher wurde im Erzählen froher Reiseerinnerungen — auch vom Castell Toblino am Gardasee, gnädiges Fräulein, wo er mit Ihrem Bruder Anselm die herrlichen Herbsttage zugebracht, plauderte er in entzückender Weise — ja, das alles will ich hier weiter nicht ausmalen, obwohl ich es nie vergessen werde. Stunde um Stunde schwand. Und — kurz gesagt — uns passierte diesmal auf unserer separaten Hotelstube, wo wir trinkend, rauchend und schwägend beisammensafen, was noch nie vorgekommen war — daß tatsächlich der Morgen hereindämmerte, bevor wir uns entschließen konnten, uns von unserm Dauersitz zu erheben. Nun waren wir aber doch müde, so daß ich mich zu kurzem Schlummer auf das im Zimmer stehende Sopha hinstreckte, während Scheffel sich auszog und ins Bett schlüpfte. Nur ein Stündchen glaubte ich geschlafen zu haben, als ein mir auf die Nase fallender Sonnenstrahl mich weckte. Aber Herrgott! wie wurde mir, als ein Blick auf die Uhr mir zeigte, daß es acht Uhr in der Frühe war. In der Sonntagsfrühe! Um neun Uhr begann in meinem Ziegelhause der Gottesdienst. Wie Sie sich denken können, machte ich mich sofort auf die Strümpfe, ohne von dem mächtig schnarrenden Freunde Abschied zu nehmen. Wenn ich tüchtig ausgriff — nun ja! Wie ich's berechnet hatte, geschah's, ich kam gerade zum Einläuten in mein Pfarrhaus, nahm stehend, hastig einen Schluck schwarzen Kaffees, schlüpfte in den langen Chorrock und begab mich, als eben die letzten Glockentöne verklangen, in die Kirche hinüber.

Sie mögen es nun glauben oder nicht, die amtliche Funktion ging an diesem Morgen ganz vorzüglich vonstatten. Ich legte in jenem Sommer und Herbst meinen Pfarrkindern in einer zusammenhängenden Reihe von Predigten den Propheeten Jesaja aus und war zu dem herrlichen 6. Kapitel gelangt, wo die Seraphim zur Ehre Gottes das dreimal „heilig“ rufen, „alle Lande sind seiner Ehre voll“. So laut riefen sie, heißt es, daß die Schwellen bebten und das Haus voll ward von Rauch. Und als Jesaja sagt und spricht: „Wehe mir! ich bin unreiner Lippen“ — da heißt es: „Da flog der Seraphim einer zu ihm und hatte eine glühende Kohle in der Hand, die er mit der Zange vom Altar nahm, und rührte seinen Mund und sprach: Siehe, hiermit sind deine Lippen gerührt, daß deine Sünde verhöhnet sei.“ Daß ich einigen Grund hatte, auch für meine Lippen, die zwar ohne feurige Kohle genugsam brannten, an diesem Morgen einen heiligenden Seraph herbeizuwünschen, gab meiner Predigt eine lebendige Anteilnahme an dem Textworte, die in der Wärme des Vortrags mir selbst sich fühlbar machte und mich in den Gedanken weit über das am Tage vorher entworfene Konzept hinausstrug.

Nach dem Amen ließ ich mich nun aber doch mit einiger Erschöpfung in den Kanzelstuhl sinken, während der Organist das Vorspiel zum zweiten Kiede begann, das die Gemeinde nach der Predigt zu singen pflegt. Da, wie ich mich recht bequem setzen will, gertert mich auf einmal etwas in der rechten Hosentasche. Was kann das sein? frage ich mich kaum, als mir auch schon einfällt, daß es natürlich das Puffertle ist. Und sofort überkommt mich, wie eingeklopft, der Wunsch, das Ding herauszuziehen; ich hatte es ja, seitdem ich es gestern nachmittag gekauft, noch nie so recht ins Auge gefaßt. Eine Versuchung des Teufels! würden die Orthodoxen sagen. Und einigermaßen haben sie recht, nur muß man sich's psychologisch erklären. Der Mensch ist niemals mehr bereit, etwas Dummes zu tun, als wenn er sich aus irgend einem Grunde besonders behaglich fühlt, wie ja auch das Sprichwort sagt, daß der Fiel, wenn es ihm zu wohl ist, aus's Eis geht, wo er dann den Fuß bricht. Die aller schlimmste aller Behaglichkeiten ist aber die Selbstzufriedenheit, die auf der Ueberzeugung beruht, man

habe sich soeben durch eine Leistung ausgezeichnet. Niemals ist wohl das Hirn zum Beispiel eines Schauspielers leerer an vernünftigen Gedanken, als in dem Augenblick, da er von einem jubelnden vollen Hause an die Rampe gerufen wird. So ist es auch mit Rednern unmittelbar nach ihrer oratorischen Leistung. In der Kirche freilich ist Applaus nicht mehr üblich, wie er einst den berühmten Predigern in Byzanz, einem Chrysostomus und andern, wirklich zuteil wurde. Aber welcher Redner hätte erst noch Händeklatschen und Hurragebrüll notwendig, um zu wissen, ob er gut gesprochen hat? In der Kirche ist die atemlose Stille nach all den hallenden Worten und dem Pauken und Donnern dem Prediger der schönste Beweis, daß er Eindruck gemacht hat. Und wenn nun, getragen von den vollen Akkorden des Orgelwerks, der Gesang der Gemeinde zur Kanzel emporströmt, da kommt über den Redner leicht so eine selbstgenügsame Empfindung, wie sie das erste Buch Mose dem Schöpfer am letzten Schöpfungstage zuschreibt. Und die ist selbst für einen Gott gefährlich, geschweige für ein staubgeborenes Menschentum. Die Herrschaften wollen entschuldigen, daß ich vor ihnen geistig so Toilette mache, es geschieht hauptsächlich unsern jungen Freund aus der Schweiz zuliebe, und auch Ihnen wird übrigens nun klarer sein, was ich mit der Versuchung des Teufels gemeint habe. Kurz und gut, in dem wunderlichen Dufel, in dem ich mich befand, beguckte ich verstoßen das Puffertle, das ich, wie ich mir einbildete, nur weil es mich beim Niedersitzen ein wenig gerterte, hervorgezogen hatte und nun in der rechten Hand hielt. Weise rutschte mein Daumen an den Hahn, den ich zwar ganz gewiß nicht spannen wollte, den ich aber mit einem nur halben Fingerdruck etwas in die Höhe zog. Da — in der spiefischen Träumerei, gleitet mir das Hämmerchen aus, schlägt auf die Kapsel und — bum! knallt der trachende Schuß, ehe ich mich des Unheils versehe. Wie er donnerte in der hohen Wölbung des Raumes! Und einen Augenblick ward wirklich, wie es im Jesajatext geheißen hatte, das Haus voll von Rauch. Wenigstens über die Kanzel weg schwebte ein blauer Dunst, ach! es ist vielleicht nicht der einzige, der hier und da über Kanzeln schwebt! Ich, unwillkürlich, duckte mich so tief, daß ich den Blicken der Gemeinde verschwand; nur das von der Kanzel nun weiter in die Kirche hinflatternde Räuchlein mochten die Leute sehen. Unnötig zu sagen, daß der Gesang und das Orgelstück jäh abbrachen. Eine bange Stille entstand. Schon aber knarrten die Stufen der Kanzeltreppe, auf denen der Mesmer heraufstieg, der jetzt angstvoll und vorsichtig in den Bauch der Kanzel hineinspähte und, als er mich in geduckter Haltung, aber doch offensichtlich noch lebend erblickte, mit einem dummen Gesicht fragte: „Herr Pfarrer, was hat's an gebe?“ Ich war in dem Augenblick auch nicht gescheiter als er, und so wußte ich in meiner Verblüffung nichts anderes zu sagen als: „Se, was wohl? Ich ha nur wolle s'Puffertle probiere u da ich es halt losgange.“ Da erhob sich der Mesmer auf die Zehenspitzen und sprach von der Kanzeltreppe aus über die Versammlung hin die beruhigenden Worte: „Sich weiter nix; der Herr Pfarrer hat nur wolle s'Puffertle probiere.“ Als ob das selbstverständlich zu den Beschäftigungen gehörte, für die man sich eine Kanzel ausmüht! Nun fand ich denn doch geraten, mich selbst aufzurichten und der Gemeinde mit ein paar erklärenden Worten zu sagen, ich hätte aus Versehen ein Kinderpielzeug für meinen Bub in den Kleidern stecken gehabt, das leider durch einen Zufall losgegangen sei, man solle sich weiter nicht davon beunruhigen lassen, sondern noch die letzte Strophe des Liedes singen. Der Organist begriff die Lage und spielte den Choral, in den freilich ein nur sehr dünner Gemeindegang einstimmt, der aber doch beruhigend wirkte. Ich konnte die für den Schluß jeder Sonntagsfeier üblichen Segensworte sprechen, und die Leute verließen die Kirche in gesekter Haltung wie sonst, aber wahrscheinlich in dem Bewußtsein, einen bisher in Kirchen unerhörten Knalleffekt erlebt zu haben. Nun wissen auch Sie, meine Herrschaften, die Geschichte vom Puffertle. Aber bitte, reinen Mund halten, sonst kommt sie am Ende noch in den Kalender!“

*

Der lebensfrohe „Pfarrer von Armannshausen“ ist schon lange, lange tot. Seine Geschichte weiter zu erzählen, hat um so weniger auf sich, als sie vermutlich schon in den Siebzigerjahren des vorigen Jahrhunderts sub rosa doch da und weiter herumgeboten wurde, wenn auch vielleicht in entstellter Form und ohne daß man wußte, wo eigentlich sie sich zugetragen. Denn das werden literaturkundige Leser wohl längst gemerkt haben, daß diese Anekdote das lustige Hauptmotiv zu Conrad Ferdinand Meyers köstlicher und kunstvoller Novelle „Der Schuß von der Kanzel“ geliefert hat, die 1877 geschrieben wurde und Neujahr 1878 zuerst im „Zürcher Taschenbuch“ erschien.